

Wulf D. Hund

WIE DIE DEUTSCHEN WEISS WURDEN

Kleine
(Heimat)Geschichte
des Rassismus



J.B. METZLER



J.B. METZLER

Wulf D. Hund

Wie die Deutschen weiß wurden

Kleine (Heimat)Geschichte des Rassismus

Mit 10 farbigen Abbildungen

J. B. Metzler Verlag

Der Autor

Wulf D. Hund (* 1946) ist entpflichteter Professor für Soziologie an der Universität Hamburg. Sein Forschungsschwerpunkt liegt seit Mitte der 1990er Jahre auf dem Gebiet der Rassismus-Forschung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-04499-0

ISBN 978-3-476-04500-3 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-04500-3

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

J. B. Metzler ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer-Verlag GmbH Deutschland

www.metzlerverlag.de

info@metzlerverlag.de

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart (unter Verwendung des Gemäldes »Henriette Karoline von Hessen-Darmstadt mit Diener« von Antoine Pesne, um 1750, © Hessische Hausstiftung, Schlossmuseum Darmstadt)

Satz: Tobias Wantzen, Bremen

J. B. Metzler, Stuttgart

© Springer-Verlag GmbH Deutschland 2017

»Die meisten alten Eintheilungen der Menschengattung sind [...] schon längst verworfen. Noahs Söhne; die vier Welttheile; die vier Farben, weiß, schwarz, gelb, kupferroth, – wer denkt noch heut zu Tage an diese veralteten Moden?«

Georg Forster, 1789

Inhaltsverzeichnis

- I **Einleitung** 1

- II **Vorspiel auf dem Theater** 11
Weis[s]e Braut mit Kammermohr
Farbe und Gesinnung 13
Empirie und Theorie 19
Weise Weiße 23

- III **Die Farben der Sünde** 27
Antisemitismus seit den Kreuzzügen
Schwarze und rote Juden 30
Stigmatisierung gegen ›Mimikry‹ 34
›Foetor Judaicus‹ 39

- IV **Schwarze Ritter und Heilige Schwarze** 45
Ethnische Ökumene gegen Ungläubige
Dialektik der Farbe 47
Teufelskinder und Gotteswunder 51
Vom König zum Pagen 56

- V **›Schwarzes Volk‹ als ›faules Gesindel‹** 61
Facetten des Zigeunerstereotyps
Fremde Schwarze und schwarze Deutsche 63
›Schwarze Schafe‹ als ›weiße Zigeuner‹ 68
›Lustig ist das Zigeunerleben‹ 72

VI	Rassen® made in Germany	79
	<i>Der Rassismus der Aufklärung</i>	
	Die Farben der Rassen	83
	Freiheit, Gleichheit, Weis[s]heit	87
	Die Sendung Europas	90
VII	›Völkerschau‹ mit ›Kolonialwaren‹	97
	<i>Die Popularisierung des Weißseins</i>	
	Klassenkampf und Menschenzoos	100
	›Kaloderma‹ und ›Sarotti-Mohr‹	105
	Lohn des Weißseins	109
VIII	›Gelbe Gefahr‹ und ›Schwarze Schmach‹	115
	<i>An den Grenzen des Weißseins</i>	
	›Mongolensturm‹ reloaded	118
	›Schwarze Bestien‹ am Rhein	123
	Kampf der ›Entartung‹	128
IX	›Herrenvolk‹ und ›Untermenschen‹	133
	<i>Im rassistischen Reich</i>	
	›Rassenschande‹	137
	›Blutschutz‹	140
	›Rassismus‹	145
X	Vom ›Persilschein‹ zum ›Weißen Riesen‹	149
	<i>Deutschland wäscht sich weiß</i>	
	›Pigmente der Autorität‹	152
	›Schlußstriche‹	156
	Im ›Abendland‹	159
	Anmerkungen	167
	Literatur	186
	Abbildungsverzeichnis	212

I Einleitung

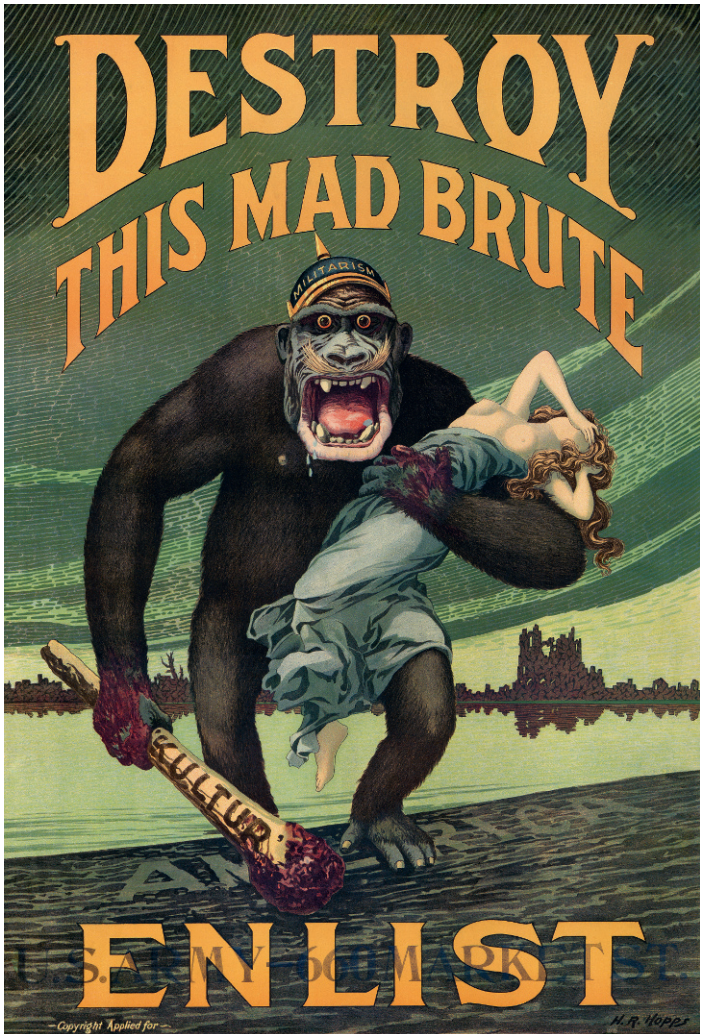


Abb. 1: ›Destroy this mad brute‹.
Plakat nach einem Entwurf von Harry Ryle Hopps (1917)

Wenn es nach der modernen rassistischen Geschichtsauffassung ginge, wären die ›Deutschen‹ immer schon weiß gewesen. Wahrscheinlich stellten sie sogar die ursprünglichen, in jedem Fall aber die eigentlichen Weißen dar.

Das meinte jedenfalls der germanomane Historienmaler Wilhelm Lindenschmit. Er überreichte 1846 die Ergebnisse seiner Überlegungen den Teilnehmern der Frankfurter Germanistenversammlung und ihrem Vorsitzenden Jacob Grimm. Demnach hieß Deutschland »das Land Albis, ehe es noch Germania hiess, und albis bedeutete auch im Aلد[utschen] weiss«. Im Übrigen gäbe es bis heute nur eine Antwort auf die Suche nach der »Körperform der weissen Race« bei »unvermischten Menschen«: »Der deutsche Mensch allein ist der wirkliche weisse Mann«.¹

Ein Jahrhundert und drei Kriege später war diese rassische Selbsteinschätzung gründlich in Misskredit geraten. Schon im deutsch-französischen Krieg hatte sie erheblich gelitten. Während der Belagerung von Paris bombardierten die Deutschen auch den botanischen Garten und das Naturkundemuseum. Dort arbeitete Armand de Quatrefage als Professor für Anthropologie. Für ihn lagen die Ursachen solcher Barbarei in der »race prusienne«. Zwar galten ihm die übrigen Deutschen als Germanen. In den Preußen aber sah er eine primitive finnisch-slawische Mischrasse aus grauer Vorzeit. Die nach dem Krieg ausgerechnet in Versailles erfolgte deutsche Nationalstaatsbildung galt ihm deswegen als ein beklagenswerter »erreureur anthropologique«.

Diese Unterstellung regte den deutschen Ethnologen Adolf Bastian derart auf, dass er zu einer groben Erwiderung ansetzte. Seiner Meinung nach waren die Slawen vor der deutschen Ostkolonisation zurückgewichen, welche die »schwächere Rasse nach dem Gesetz des Stärkeren, dem Struggle for existence« verdrängte. So soll es auch den baltischen Preußen ergangen sein: »Gleich den Indianern verschwanden die Preussen wie der Schnee vor der am Horizont emporsteigenden Sonne der Geschichte«. Die siegreichen Deutschen hätten anschließend zwar den Namen der Besiegten angenommen, mit ihnen rassistisch jedoch nichts gemein.²

Auch im Verlauf des Ersten Weltkrieges wurden die Deutschen

als Barbaren dargestellt und ihre Ursprünge sogar noch weiter nach Osten verlegt. In der *Times* reimte Rudyard Kipling, dem die Literatur Gedichte und Kinderbücher wie *Die Bürde des weißen Mannes* oder *Das Dschungelbuch* verdankt und der 1907 den Nobelpreis für Literatur erhalten hatte: »For all we have and are | For all our children's fate, | Stand up and meet the war. | The Hun is at the gate«. Nach Kriegsende forderte das Editorial der *Daily Mail*: »The Huns Must Pay«.³ Die Zeitung benutzte einen Ausdruck, für den der deutsche Kaiser mit seiner ›Hunnenrede‹ die Vorlage gegeben und den die angelsächsische Welt im Verlauf des Krieges verstärkt aufgegriffen hatte.

Über diese Asiatisierung ging ein Plakat der Armee der Vereinigten Staaten noch deutlich hinaus und machte einen Deutschen zum Affen (siehe Abbildung 1).⁴ Als Gorilla dargestellt, ist er an seiner Pickelhaube mit der Aufschrift ›Militarism‹ und an seinem wilhelminischen Schnurrbart leicht als Preuße zu erkennen. Außerdem trägt er eine blutverschmierte Keule mit der deutschen Aufschrift ›Kultur‹ in der Hand. Das zerstörte Europa hat er auf der anderen Seite des Atlantiks hinter sich gelassen. Vor ihm liegt, wie die Ortsbezeichnung auf dem Ufer zeigt, an dem er gerade an Land geht, ›America‹. Dessen allegorischer Verkörperung, einer hilflosen, halb entblößten ›Columbia‹, hat er sich schon bemächtigt. Die Überschrift des Plakats fordert die Vernichtung dieses wilden Viehs und die Unterschrift ruft zur Einschreibung in die US-Armee auf.

Aus weißer amerikanischer Perspektive war die Affenkarikatur gleichzeitig atavistisch und rassistisch. Sie markierte die Deutschen als tierisch, barbarisch, monströs und schwarz.⁵ Der Vergleich von Afrikanern mit Affen war eine nicht nur in den Vereinigten Staaten grassierende Trope der Herabminderung. Sie fand jetzt auf die Deutschen Anwendung.

Auch im Zweiten Weltkrieg wurden die Deutschen als Hunnen bezeichnet. In einem der Berichte für den US-amerikanischen Geheimdienst von Angehörigen der Frankfurter Schule hieß es: »Die Moskauer Erklärung bezieht sich auf die neuerliche und erhöhte Gefahr, dass ›Hitlerei und deutsche Hunnen‹ [...] immer mehr unbarmherzige Grausamkeiten begehen könnten«.⁶

Die Darstellung der Deutschen als Gorillas tauchte ebenfalls

wieder auf. 1939 wurde sie sogar von der deutschen Kriegspropaganda genutzt. Sie bildete die amerikanische Gorillakarikatur aus dem Ersten Weltkrieg ab, bezeichnete sie als »niederträchtiges Hetzplakat« und drohte: »Ein zweites Mal nicht!!!«. Während des Krieges gegen die Sowjetunion zeigte im blockierten Leningrad 1941–1942 ein großes Plakat mit den Schriftzügen »Tötet das deutsche Monster« einen Soldaten als Gorilla. Er trug einen Stahlhelm mit Hakenkreuz, schleppte eine ohnmächtige Frau mit sich und schritt dabei über Kinderleichen.

Gleichzeitig gab der deutsche Faschismus Anlass zur Durchsetzung eines neuen Wortes: Rassismus. Es war zwar schon älter, wurde aber jetzt von französischen, englischen, amerikanischen und kritischen deutschen Autorinnen und Autoren benutzt, um eine aus ihrer Sicht verwerfliche Anwendung des Rassenbegriffs zurückzuweisen. Der sei, ließ Ruth Benedict die Deutschen in ihrer 1947 übersetzten Studie zur ›Rassenfrage‹ wissen, ein legitimer Gegenstand wissenschaftlicher Diskussion. Rassismus dagegen wäre eine Ideologie, entstanden durch die Anwendung von Rassenvorstellungen auf »innereuropäische Konflikte«. Die Deutschen hätten sie nach der Jahrhundertwende zum »nationalistischen Glauben« entwickelt und die Nazis zur »Basis der nationalen Politik« gemacht. »Wir von der weißen, wir von der nordischen Rasse«, hieß es im Vorwort vom März 1945, kämpfen »Schulter an Schulter mit allen Rassen« gegen die »Nazipropaganda« und die selbsternannte deutsche »Herrenrasse«.7

Benedicts Überlegungen waren gleich mehrfach problematisch. Sie versuchten, die Geschichte des europäischen Kolonialismus vom Vorwurf des Rassismus freizuhalten. Das sollte unter der Hand auch Siedlergesellschaften wie die USA entlasten. Gleichzeitig verkürzten sie die Geschichte der ›innereuropäischen Konflikte‹, zu der in Deutschland Antisemitismus und Antislawismus gezählt werden müssen. Beide hatten eine weit zurückreichende Tradition und bedienten sich lange Zeit kultureller Argumente.

Das änderte sich auch nicht wesentlich, nachdem die Menschheit in Rassen eingeteilt worden war. Denn die Juden wie die Slawen gehörten, das mussten selbst fanatische Rassentheoretiker einräu-

men, zur ›weißen Rasse‹. Die Deutschen konnten sich daher zwar für deren herausragenden Vertreter halten und das in den unterschiedlichen Formen des arischen Mythos, der Germanenideologie und des nordischen Gedankens zum Ausdruck bringen. Ihr Rassenbewusstsein musste aber gleichwohl von Anfang an damit zurechtkommen, dass es nicht nur an ihrer östlichen Grenze, sondern auch mitten unter ihnen ›andere‹ (angeblich minderwertige oder bösar-tige) ›Weiße‹ gab.

Weißsein war für die Deutschen mithin ein durchaus prekärer Zustand. Verantwortlich dafür zeichnete vor allem ihr jahrhundertalter Antisemitismus. Den Juden gegenüber konnten noch nicht einmal die gewöhnlichen Muster rassistischer Überheblichkeit in Anschlag gebracht werden. Denn sie waren maßgeblich an der Entwicklung der deutschen Kultur beteiligt und viele von ihnen nahmen zur Zeit der Reichseinigun-g, die Deutschland zum Nationalstaat machte, gehobene und respektable gesellschaftliche Positionen ein. Die Antisemiten sprachen deswegen sogar vom »Sieg des Judenthums über das Germanenthum«.⁸

Doch deutsches Weißsein war nicht nur ambivalent. Es hatte in einem langwierigen und komplizierten Prozess allererst erzeugt werden müssen. Denn von Natur aus gibt es weder Rassen noch Weiße. Die sind ideologische Kopfgeburten der europäischen Expansion und mit Hilfe kolonialer Gewalt zur Welt gekommen, ehe sie im 18. Jahrhundert von der Aufklärung systematisiert und zu wissenschaftlichen Kategorien gemacht wurden.

In ihrer *History of White People* beantwortet Nell Irvin Painter, Professorin für Geschichtswissenschaft an der Princeton University, die Frage, ob es in der Antike ›Weiße‹ gab, mit einem klaren ›Nein‹. Nicht, dass die Menschen damals Unterschiede ihres Teints nicht wahrgenommen hätten – die begründeten nur keine gruppenbezo-genen Unterschiede mit wertenden Abstufungen. Das änderte sich auch nicht, als die Römer ihren Machtbereich bis an den Rhein ausdehnten und an dessen Ufern auf ›Germanen‹ trafen. Sie wurden, wie die unterworfenen Gallier und Kelten, nicht rassistisch, sondern kulturell gesehen und für »dumm und unzivilisiert«, aber nicht etwa für ›weiß‹ gehalten.⁹

Die Frage, wie die Deutschen ›weiß‹ wurden, ist deswegen alles andere als tautologisch. Erstens waren sie das nicht schon immer – schon weil die bloße Wahrnehmung von Hautfarben für den größten Teil ihrer Geschichte keine spezifische Differenz begründete, mit der sie sich vom Rest der Welt hätten absetzen können. Zweitens bedienten sie sich zur rassistischen Ausgrenzung anderer auch dann nicht der Hautfarben, als deren Unterschiede in ihre kulturellen Überlegungen Eingang gefunden hatten – sondern unterschieden sich vielmehr als Christen von Heiden, als Rechtgläubige von Ketzern oder als Erwählte von Verworfenen. Drittens führte die Wahrnehmung von Hautfarben über Jahrhunderte zu keinem Schema, das mit diesen Abgrenzungsmechanismen kompatibel gewesen wäre – vor allem, weil die Deutschen wie alle Europäer im Verlauf der Erweiterung ihres geographischen Horizonts und ihrer ethnologischen Kenntnisse weiße Haut auch in Asien und Amerika sahen. Und viertens waren sie schließlich zwar an der Konstruktion der vielfarbigem Rassenomenklatur prominent beteiligt – aber die führte nicht zu einem einheitlichen Schema (weil weder die gleiche Zahl Farben gesehen wurde noch die Hautfarben als ausreichendes Kriterium der Rasseneinteilung galten); und sie ging zudem mit einer inneren Differenzierung der ›weißen Rasse‹ einher, die teils phänotypisch und teils kulturell argumentierte.

Der Frage, warum sich Deutsche wie Wilhelm Lindenschmit dennoch für die eigentlichen Weißen halten wollten und warum ihnen das trotzdem kein ungetrübtes weißes Selbstbewusstsein vermittelte, kann daher nur historisch nachgegangen werden. Die Antwort muss sich mit dem verwickelten Prozess beschäftigen, in dem die Deutschen ›weiß‹ wurden und gleichzeitig ältere Formen des Rassismus in dieses neue Selbstbild integrierten. Damit beschäftige ich mich in den folgenden Kapiteln.

Im Kapitel *Vorspiel auf dem Theater* zeige ich am Beispiel einer Fürstehochzeit aus dem 17. Jahrhundert, dass die Vorstellung, weiß zu sein, zu diesem Zeitpunkt zwar existierte, aber weder ein allgemeines Einteilungskriterium der Menschheit war noch den zentralen Bezugspunkt der rassistischen Diskriminierung anderer bildete.

Im Kapitel *Die Farben der Sünde* mache ich am Beispiel des Anti-

semitismus deutlich, dass rassistische Diskriminierung eine lange Tradition hat, in der zugeschriebene Hautfarben zwar eine Rolle spielten, aber keine natürlichen, sondern metaphysische Eigenschaften ausdrückten und religiös konnotiert waren.

Im Kapitel *Schwarze Ritter und Heilige Schwarze* beschäftige ich mich mit dem Auftauchen von Afrikanern im Bewusstsein der Deutschen, das diese nicht als einheitliche Gruppe begriff, sondern sie vielmehr nach ihrer Stellung in religiösen Auseinandersetzungen unterschiedlich beurteilte und teils als Feinde, teils als Freunde verstand.

Im Kapitel *›Schwarzes Volk‹ und ›Fauls Gesindel‹* setze ich mich damit auseinander, dass die Farbe Schwarz schon früh nicht nur zur Abgrenzung nach außen, sondern auch zur inneren sozialen Differenzierung benutzt und dabei zum künstlichen Erkennungsmerkmal abweichenden Verhaltens erklärt wurde.

Im Kapitel *Rassen[®] made in Germany* behandle ich den Rassismus der Aufklärung und die damit einhergehende wissenschaftliche Sanktionierung einer Einteilung der Menschheit in verschiedenfarbige Rassen, die ältere Formen der rassistischen Diskriminierung aber nicht außer Kraft setzte und daher kein ungeteiltes weißes Selbstverständnis zum Ausdruck brachte.

Im Kapitel *›Völkerschau‹ mit ›Kolonialwaren‹* erkläre ich, wie die Vorstellung, weiß zu sein, popularisiert und allen sozialen Gruppen und Klassen zugebilligt wurde, die sich auf diese Weise zusammengehörig fühlen konnten, indem sie sich als Volksgemeinschaft von anderen abgrenzten, zu denen aber nicht nur ›Farbige‹, sondern auch ›Weiße‹ gehörten.

Im Kapitel *›Gelbe Gefahr‹ und ›Schwarze Schmach‹* untersuche ich, weshalb die Eigenschaft des Weißseins schon während ihrer allgemeinen Verbreitung in eine Krise geriet und warum die Deutschen meinten, dass die für sie besonders dramatisch ausfallen und ihr Weißsein ernsthaft bedrohen würde.

Im Kapitel *›Herrenvolk‹ und ›Untermenschen‹* gehe ich der Tatsache nach, dass sich der deutsche Rassismus in der Zeit seiner brutalsten staatlichen Ausprägung praktisch überwiegend auf Angehörige der sogenannten weißen Rasse bezog und frage sowohl nach den

damit verbundenen Mechanismen der Ausgrenzung wie nach dem Charakter eines derart verstandenen Weißseins.

Im Kapitel Vom ›Persilschein‹ zum ›Weißen Riesen‹ verdeutliche ich abschließend, warum sich die Deutschen, obwohl sie nach dem Zweiten Weltkrieg für den Rest der ›weißen Rasse‹ moralisch diskreditiert waren, schnell wieder weißwaschen konnten, welche Rolle dabei die ›rote Gefahr‹ spielte und wie sich Rassismus heute immer noch all jener Elemente bedient, die im Verlauf seiner Geschichte entwickelt worden sind.

Diese Abfolge hört sich geradliniger an, als sie ist. Tatsächlich verbindet sie historische mit systematischen Perspektiven. Die Argumentation eilt daher zeitlich immer wieder einmal voraus, um der Entwicklung einer spezifischen Form des Rassismus zu folgen, und greift dann im nächsten Kapitel bei der Behandlung eines anderen Sachverhalts wieder historisch zurück. Themen, die mit verschiedenen Weisen rassistischer Diskriminierung verbunden sind, werden mehrfach aus jeweils unterschiedlicher Perspektive angesprochen. Und der Begriff ›Rassismus‹ wird erst nach und nach entfaltet: Schließlich ist er ja auch erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts analytisch beschrieben worden und setzte sich nicht vor der Mitte des 20. Jahrhunderts als Bezeichnung durch. Neugierige und Ungeduldige finden die entsprechenden Ausführungen von W. E. Burghardt Du Bois, Sigmund Freud und Max Weber zum Sachverhalt im letzten Abschnitt von Kapitel VII (unter der Überschrift ›Lohn des Weißseins‹) und Hinweise zur Verbreitung der Kategorie im letzten Abschnitt von Kapitel IX (unter der Überschrift ›Rassismus‹).

Anstelle der historischen Darstellung eine Definition zu setzen, hätte wenig Sinn gemacht. Rassismus wird in der aktuellen Diskussion extrem unterschiedlich verstanden. Es gibt Konzepte, die darauf bestehen, ihn an den Begriff ›Rasse‹ zu binden und andere, die ihn als kulturelle Erscheinung begreifen, die im Verlauf ihrer Geschichte unterschiedliche Muster der Diskriminierung (von ›Barbaren‹, ›Unreinen‹, ›Ungläubigen‹, ›Wilden‹ oder eben ›Farbigen‹) ausgebildet hat. Das Pochen auf den Rassenbegriff heißt dabei nicht unbedingt, dass der Beginn des Rassismus auf das 18. Jahrhundert datiert oder in Europa verortet wird. Eine Reihe von Konzepten

geht vielmehr davon aus, es hätte dem Rassedenken vergleichbare körperbezogene Ideologien sogar schon in der Antike und auch auf anderen Kontinenten gegeben. Auch hinsichtlich der Frage, ob Rassismus ein ideologischer oder ein struktureller Zusammenhang wäre, weichen seine Beschreibungen erheblich voneinander ab.¹⁰

Dass ich mich in einer Darstellung, die weit hinter die Konstitution der ›deutschen Nation‹ und die Begründung ›deutscher Kultur‹ zurückreicht, heuristischer Begriffe des ›Deutschseins‹ und der ›Heimat‹ bediene, versteht sich von selbst. ›Heimat‹ bezeichnet ohnehin einen historischen Ort, an dem der Rassismus länger heimisch war, als die Deutschen (und es heute in angeblichen ›Heimatparteien‹ immer noch ist). Tatsächlich aber, so ließe sich mit dem letzten Satz aus Ernst Blochs *Prinzip Hoffnung* sagen, kann dieser Ort erst zu dem werden, was »allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat«, wenn neben Ausbeutung, Entfremdung und Unterdrückung auch der Rassismus überwunden wurde. ›Deutschsein‹ wird angesichts der Themenstellung ohnehin ausgewählt einseitig behandelt. Schließlich ist sie ja gerade jenen Mechanismen kollektiver Identifikation gewidmet, die das ›Eigene‹ als gut und wünschenswert erscheinen lassen, indem sie ›Fremde‹ definieren, abwehren und herabmindern. Demgegenüber kann als Hoffnung gelten, wie Theodor W. Adorno auf die Frage ›Was ist deutsch‹ geantwortet hat: »Das Wahre und Bessere in jedem Volk ist [...], was dem Kollektivsubjekt nicht sich einfügt, womöglich ihm widersteht.«¹¹



Vorspiel auf dem Theater

Weis[s]e Braut
mit Kammermohr



Abb. 2: Henriette Karoline von Hessen-Darmstadt mit Diener.
Gemälde von Antoine Pesne (um 1750)

Als Erdmuthe Sophie von Sachsen 1662 den Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg Bayreuth heiratete, widmete der Dichter Sigmund von Birken dem Paar ein Ballett. In ihm wurde die ästhetische Weißheit der Braut mit ihrer gelehrten Weisheit verschwistert. Allerlei dunkle Gesellen wie Köhler oder Schornsteinfeger trugen dazu bei, solch doppelte Weis[s]heit gehörig zu betonen.

Auch »Indianer mit Bogen und Pfeilen« gehörten zur Ausstattung des Tanzstückes. Sie erklärten: »Wir Schwarzen / wir verehren das Land der weissen Leute. | Man sagt: die Weißheit selbst sey eingezogen hier / | Sophien schönste Zier. | Wir Moren treten auf / ihr Ehr zu geben heute«. Zu diesem Zweck brächten sie »Gold, Perlen, Edelstein von Orient« – und Elefantenzähne aus Ceylon, auch wenn deren Farbe es nicht mit der elfenbeinernen Haut der Markgräfin aufnehmen könnte.¹

Wenn die »Indianer« im selben Atemzug fragten: »Ist unser Palmbaum nicht ein Teutsches Sinnbild worden?«, so diente das nicht nur dem Lob des Kolonialismus. Es war gleichzeitig eine Anspielung auf die »Fruchtbringende Gesellschaft«, zu deren Symbolen der Palmbaum zählte. Die Vereinigung, der auch der Autor angehörte, hatte sich unter anderem zur Aufgabe gemacht, den Gebrauch der deutschen Sprache zu fördern. Darunter fiel, »daß man die Hochdeutsche Sprache in jhren rechten wesen und standt / ohne einmischung frembder außländischer wort / auffs möglichste und thunlichste erhalte«.²

Farbe und Gesinnung

Die Betonung von Hautfarben erfolgte in einem komplexen kulturellen Ambiente. In ihm hatte die rassistische Trennung von Eigenem und Fremdem lange mit Hilfe kultureller Muster stattgefunden. Mittlerweile bediente sie sich aber auch der Gleichsetzung von Weißsein und Weisheit, verband sie mit Vorstellungen von Überlegenheit und legitimierte so Praktiken koloni-

aler Bereicherung. Dabei konnte auf ein ebenso vielschichtiges wie ideologisches zeitgenössisches Wissen zurückgegriffen werden.

Das zeigte sich schon am gemeinsamen Auftreten von ›Indianern‹, ›Schwarzen‹ und ›Mohren‹. Letztere hatten erst kürzlich eine Verkleidung für das Brautpaar abgegeben. In Bayreuth wurde nämlich nur der Nachklang der eigentlichen Hochzeit, die ›Heimführung‹, zelebriert, die zuvor unter großem Aufwand am Hofe des Brautvaters in Dresden gefeiert worden war. In diesem Zusammenhang hatte auch eine Maskerade stattgefunden, bei der Gastgeber wie Gäste sich als Repräsentanten unterschiedlicher Nationen und Stände kostümierten und die frisch Vermählten als ›Mohrenpaar‹ auftraten.³

Sie konnten eine prestigeträchtige Verwandlung durchspielen, die über Assoziationen zu ›Afrika‹ und ›Orient‹ zwei spannungsreiche europäische Erfahrungshorizonte mit dem Fremden vermittelte – die Konfrontation mit dem Islam und das Schwarzwerden der Sklaverei. Dabei erhielt eine seit der Antike tradierte Formel neue Bedeutung. Sie wurde in Dresden ebenfalls in Szene gesetzt und wenig später bei einem Fest, das der sächsische Kurfürst zu Ehren seiner dänischen Gemahlin ausrichtete, auch offen kommentiert. Hier inszenierte man die Maskerade als Schlittenfahrt und in einem der Schlitten posierten zwei Adlige als ›Mohrenpaar‹. Ihr Schlitten hatte einen Schwarzen mit einem Schwamm als Galionsfigur. Sein Haupt wurde von einer Inschrift gekrönt, die behauptete, ein Äthiopier könne nicht weiß gemacht werden: »Impossible vt albescat Aethiops«.

Solche Anverwandlung hatte herrschaftlichen Charakter. Er stand sowohl mit Kolonialismus und Sklaverei als auch mit dem zeitgenössischen West-Ost-Konflikt in Verbindung. In der Vita des Bayreuther Brautpaares überlagerte sich beides und wurde schließlich auch architektonisch repräsentiert. Erdmuth Sophie hatte aus Dresden als Geschenk ihres Vaters einen Kammermohren mit nach Bayreuth gebracht. Christian Ernst träumte von der weltpolitischen Bedeutung seiner Residenz.

Der Diener der frisch getrauten Markgräfin ging zur Schule, wurde 1664 auf den Namen Christian Ferdinand getauft, hieß mit

Nachnamen Mohr, brachte es zum Hofpauker, heiratete eine Einheimische, mit der er vier Kinder hatte – und stand mit seiner Familie dafür ein, dass die Deutschen schon zu der Zeit, als sie anfangen, sich als Weiße zu begreifen, keineswegs alle weiß waren.⁴ Am Hofe konnte er sich eine akzeptierte Stellung erarbeiten, die jedoch in eine durch Kolonialismus und Exotismus geprägte Abhängigkeit eingelassen war. Er gehörte zur machtpolitischen Ausstattung einer wachsenden Kolonialökonomie. In deren Umfeld gedieh auch die ästhetische Betonung des hellen Teints insbesondere von Prinzessinnen und Fürstinnen, der durch den Kontrast mit der Haut ihrer dunkelhäutigen Pagen besonders hervorgehoben wurde (siehe Abbildung 2).

Maler wie Antoine Pesne machten daraus ein eigenes Sujet. Es trug mit dazu bei, dass er es schließlich zum preußischen Hofmaler und Direktor der Berliner Kunstakademie brachte. Zusammen mit Schwarzen porträtierte er unter anderem Friedrich und Wilhelmine von Preußen als Kinder (um 1714), Friedrich Ludwig von Württemberg mit seiner Gattin Henriette Marie von Brandenburg-Schwendt (um 1716) oder Henriette Karoline von Hessen-Darmstadt (um 1750). Der Hofpauker Christian Ferdinand Mohr ist auf einem Gemälde zu sehen, das die Leichenprozession für die 1670 verstorbene Erdmuthé Sophie darstellt.⁵

Während der Halberstadter Regierungsrat Magnus Gottfried Lichtwer um diese Zeit in seinem Gedicht *Der Mohr und der Weiße* letzteren ausrufen ließ: »Wär ich, wie du, ich ließe mich | Zeit meines Lebens niemals malen«, hatten europäische Künstler ein Genre entwickelt, das zunächst vorzugsweise Frauen der herrschenden Klassen, später auch deren Gemahle und schließlich die gesamten Familien mit ihren Kammermohren zeigte.

Dieses Ambiente vermittelte Prestige, der dabei erzeugte Kontrast diente nicht zuletzt der Hervorhebung schöner Weiblichkeit. Sie sollte vor allem in deren Weiße zum Ausdruck kommen – ganz wie im Singspiel *Sophia*, das Sigmund von Birken ebenfalls zu den Hochzeitsfeierlichkeiten in Bayreuth verfasst hatte. Dort ließ er Albrecht Dürer auftreten und über das ideale Gemälde weiblicher Schönheit sinnieren: zu ihm gehören Wangen wie Lilien (mit ei-